

GEDENKEN



Gedenkveranstaltung
für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2020



GEDENKEN

an die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2020
im Plenarsaal des Sächsischen Landtags

Lesung »Christus von Auschwitz«
nach der Erzählung von Zofia Posmysz
Theater »Seniora« Dresden

Sprecherinnen: Jutta Angelow, Gerda Minkwitz, Margot Werner

Musikerinnen: Jasmin Hesse, Sabine Krombholz

Regie und Erarbeitung: Rita Schaller

Musikalische Gestaltung: Sofia von Freydorf (Cello) und Markus Thalheimer (Harfe)

Der Text »Christus von Auschwitz« basiert im Wesentlichen auf dem gleichnamigen Buch. Die Publikation erschien zum 25-jährigen Jubiläum der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim / Auschwitz (IJBS) und ist ein gemeinsames Projekt der Konrad-Adenauer-Stiftung und der Stiftung für die IJBS. Wir danken Zofia Posmysz, der Konrad-Adenauer-Stiftung in Polen und der Stiftung für die IJBS für die erteilte Nachdruckgenehmigung.

Herausgegeben vom Sächsischen Landtag

Inhalt

Ansprache

des Präsidenten des Sächsischen Landtags,
Dr. Matthias Rößler 6

Ansprache

des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen,
Michael Kretschmer 12

Lesung »Christus von Auschwitz« 16

Zofia Posmysz 34

Theater »Seniora« Dresden 35

Impressum:

Herausgeber:

Sächsischer Landtag
Verfassungsorgan des Freistaates Sachsen
Bernhard-von-Lindenu-Platz 1
01067 Dresden

Der Freistaat Sachsen wird in Angelegenheiten
des Sächsischen Landtags durch den Präsidenten
Dr. Matthias Rößler vertreten.

Tel. 0351 493-50
publikation@slt.sachsen.de
www.landtag.sachsen.de
twitter.com/sax_lt
instagram.com/sachsen_landtag

V.i.S.d.P.:

Ivo Klatte, Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Redakteurin:

Katja Ciesluk, Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Fotos:

Thomas Schlorke
www.thomasschlorke.de

Gestaltung, Satz:

Ö GRAFIK agentur für marketing und design
Wittenberger Straße 114 A
01277 Dresden
www.oe-grafik.de

Druck:

Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Diese Publikation wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit des
Sächsischen Landtags kostenfrei an Interessierte abgegeben.
Eine Verwendung für die eigene Öffentlichkeitsarbeit von Parteien,
Fraktionen, Mandatsträgern oder zum Zwecke der Wahlwerbung
ist – ebenso wie die entgeltliche Weitergabe – unzulässig.



»Antisemitismus entschieden bekämpfen«

Ansprache des Präsidenten des Sächsischen Landtags, Dr. Matthias Rößler



Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
verehrte Frau Präsidentin des Verfassungsgerichtshofs,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie hier im Plenarsaal zur gemeinsamen Gedenkveranstaltung des Sächsischen Landtags und der Staatsregierung für die Opfer des Nationalsozialismus.

Besonders freue ich mich, dass auch Vertreter der Opferverbände gemeinsam mit uns allen erinnern. Ich begrüße meine Kolleginnen und Kollegen des Sächsischen Landtags sowie die anwesenden ehemaligen Mitglieder unseres Parlaments. Mein Gruß gilt zudem den Vertretern der Staatsregierung, des Verfassungsgerichtshofes, des Konsularischen Korps, den Vertretern der Kirchen und jüdischen Gemeinden, der Kommunen, des sorbischen Volkes, der Bundeswehr, des öffentlichen Lebens und der Medien. Ebenso willkommen heiße ich die vielen Bürgerinnen und Bürger unseres Landes. Darunter viele erinnerungskulturell Engagierte, wie etwa die Mitglieder des Arbeitskreises Gedenkkultur Arnsdorf, deren wichtiges Buch über die in der Tötungsanstalt Pirna Sonnenstein ermordeten Menschen in der Landtagsbibliothek den Lesern zur Verfügung steht. Und ich freue mich über die Schülerinnen und Schüler, die heute, an diesem für unsere deutsche Geschichte wichtigen Tag, hier mit uns gemeinsam der Opfer des Nationalsozialismus gedenken. Seien Sie herzlich willkommen im Sächsischen Landtag!

»An diesem Abend brach die Hölle los. Die Unterwelt hatte ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheußlichsten, unreinsten Geister losgelassen. [...] Hier war nichts losgelassen als die dumpfe Masse, die



blinde Zerstörungswut, und ihr Hass richtete sich gegen alles durch Natur oder Geist Veredelte.«

Der aus Deutschland nach Österreich geflohene Carl Zuckmayer schilderte mit diesen eindringlichen Worten den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich am 12. März 1938. Binnen weniger Wochen blickten im ganzen Land Andersdenkende, blickten vor allem aber die über 200 000 Jüdinnen und Juden in den Abgrund. Man könnte sich heute die Geschwindigkeit und Radikalität, mit der sich das Gewaltregime damals in Österreich etablierte, kaum noch vorstellen, würden es nicht die Berichte unzähliger Opfer aufzeigen. Binnen weniger Monate wurden Menschen erniedrigt, verfolgt, entrechtet. Dann begannen sie zu verschwinden. In nur vier Jahren wurden fast alle österreichischen Juden deportiert, ihre Existenzen ausgelöscht.

Meine Damen und Herren, ich beginne mit dieser historischen Perspektive, weil es die Geschichte der Wiener Familie Kleinmann ist, die vor wenigen Wochen in deutscher Sprache als Buch erschien. Mit erschütternder

Klarheit zeigt sie, wie mitten in Europa binnen kürzester Zeit das Leben einer jüdischen Familie in Stücke brach, weil deutsche Soldaten ihr Land besetzten, weil Nationalsozialisten die Macht an sich rissen, weil Rechtsstaat und Demokratie endeten, weil die Mitmenschlichkeit versagte.

Millionen Menschen verloren in dem von Deutschen und ihren Helfern zwischen 1933 und 1945 europaweit begangenen »Zivilisationsbruch« aus politischen, ethnischen, religiösen, weltanschaulichen und anderen Gründen ihr Leben. Heute, am 27. Januar, am 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz durch Soldaten der Roten Armee, erinnern wir an sie. Insbesondere erinnern wir an die beinahe vollständige Vernichtung der europäischen Juden im Holocaust.

Wir gedenken heute der Opfer des Nationalsozialismus und dem Menschheitsverbrechen Holocaust. Wir gedenken derer, die in der Zeit des deutschen Wütens ihr Leben ließen. Wir trauern mit all jenen, die Angehörige und Freunde verloren. Ihre Schicksale sind uns eine Mahnung und sie nehmen uns in die Pflicht. Wir sollten ihrer kundig sein, auch wenn es uns nie möglich sein wird, das Ganze zu ermessen.

Die wenigen erzählten Geschichten aus dieser Zeit lassen uns das Unbegreifbare allenfalls erahnen, uns annähern. Wir kennen die Tagebücher der Anne Frank. Aber wer kennt schon das Tagebuch der 14-jährigen Rywka Lipszyc – geschrieben im Ghetto von Łódź, 1945 gefunden in den Ruinen der Krematorien von Auschwitz?

Sie war eine von hunderttausenden jüdischen Jugendlichen, die dem deutschen Morden zum Opfer gefallen sind. Ihr Tagebuch ist uns erst seit wenigen Jahren überliefert. Und was ist mit den Geschichten der anderen? Wer berichtet uns von ihren Gedanken, ihren Gefühlen, ihren Hoffnungen, ihren Ängsten? Wer eröffnet uns die Individuen hinter den Millionen Namen der Shoa-Opfer? Wer erzählt uns etwa die Geschichte von Erika Scharlach, der 15-Jährigen aus Chemnitz, die 1943 im deutschen Todeslager Sobibór ermordet wurde. An sie und ihre Eltern erinnert im Wald von Sobibór nur eine unscheinbare Plakette. Vor ihrem früheren Wohnhaus in Chemnitz mahnen uns seit 2014 drei Stolpersteine aus Messing. Aber was wissen wir von ihr, von den Gedanken, den Wünschen dieses Mädchens?

Wir kennen das von Bruno Apitz literarisch festgehaltene Leben und Sterben im KZ Buchenwald, das markerschütternde Zeugnis von Primo



Levi über das Wesen von Auschwitz, die eindrücklichen Erzählungen von Elie Wiesel. Aber wer kennt auch den Bericht von Samuel Willenberg über die heldenhafte Revolte in Treblinka, das ergreifende Schicksal der österreichischen Familie Kleinmann, welches uns der englische Journalist Jeremy Dronfield nun anhand von Tagebuchaufzeichnungen eröffnet hat? Oder haben wir früher schon einmal von den Ehrentaten des Polen Tadeusz Paolone-Lisowski gehört, um die es uns heute gehen wird?

Selbst bei denen, die nach 1945 ihre Stimme zu erheben in der Lage waren, die die Kraft hatten, ihre traumatischen Erinnerungen zu teilen, selbst ihre Geschichten sind uns nur in Ausschnitten bekannt. Dabei sind doch ihre verbrieften Schicksale der niemals zu leugnende Beweis. Sie zeigen das Geschehene wie es war. Sie zeigen, was nie hätte geschehen dürfen.

Die Polin Zofia Posmysz ist eine jener Frauen, die das Grauen von Auschwitz, die »Hölle Europas«, überlebten. Sie ist eine der wenigen »Davongekommenen«, die das Erfahrene bis heute zu verarbeiten sucht. Sie hat ihr Schweigen gebrochen, eindrucksvoll niedergeschrieben, was andere nie auszusprechen vermochten.

Wohl am bekanntesten ist ihre Novelle »Die Passagierin« über Verdrängung, Schuldgefühle und den Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Mieczysław Weinberg, dessen gesamte Familie in der Shoa umkam, hat daraus 1968 eine Oper geschaffen. Sie wurde vom Sowjetstaat unterdrückt und erst 2010 szenisch uraufgeführt. Vor drei Jahren hatte sie in der Dresdner Semperoper Premiere.

Heute steht die 2008 veröffentlichte Erzählung »Christus von Auschwitz« im Mittelpunkt. Das ergreifende Stück hat eine der vielen zufälligen Begebenheiten im Alltag des Konzentrationslagers Auschwitz zum Motiv. Es verweist uns zugleich auf die Relevanz des Zufalls für das Leben oder Sterben im KZ. Eine Holocaust-Überlebende sagte einst: »Ich bin hundertmal gestorben und habe einmal überlebt.« Jeder, ob schwach, ob stark, war im grausamen Alltag eines Konzentrationslagers täglich dem Tode nah.

Zofia Posmysz schildert uns eine sehr persönliche Begebenheit aus ihrem drei Jahre dauernden Lageralltag. Als 20-Jährige begegnet sie 1943 dem polnischen Offizier Tadeusz Paolone in der Küchenbaracke des Frauenlagers in Auschwitz. Die kurzen Treffen mit diesem außergewöhnlichen Menschen bestimmen ihr Leben bis heute. Als Erinnerung



ist ihr nur ein Medaillon geblieben, das er ihr schenkte und das ihr einst so viel Kraft spendete.

Die heutige Lesung erfolgt durch das erste und älteste Seniorentheater der Stadt Dresden, die Theatergruppe »Seniora«. Meine Damen, ich danke Ihnen und heiße Sie herzlich willkommen.

Das Buch mit der Erzählung »Christus von Auschwitz« erschien zum 25-jährigen Jubiläum der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz und ist ein gemeinsames Vorhaben der Konrad-Adenauer-Stiftung und der Stiftung der Jugendbegegnungsstätte. Im Foyer unseres Landtags finden Sie die begleitende Ausstellung über die Autorin Zofia Posmysz und ihr Werk. Bitte besuchen Sie diese.

Den Holocaust künstlerisch und schriftstellerisch aufzuarbeiten, half den Überlebenden und hilft den Nachgeborenen, zu Gedenken. Es hilft ihnen, zu Begreifen und Lehren zu ziehen. Es hilft allen, zu Erinnern. Wir dürfen daher nicht müde werden, selbst kleinste Episoden zu erzählen.

Das gilt auch für die Musik. Wir hören heute Stücke von Ernest Bloch, Victor Ullmann und Arvo Pärt. Der österreichische Komponist Victor Ullmann etwa wurde 1942 ins Lager Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz-Birkenau vergast. An diesem Höllenort entstand »Tote wollen nicht verweilen«, eines seiner letzten Stücke. Heute spielen es für uns Markus Thalheimer (Harfe) und Sofia von Freydorf (Cello).

Es war einst das breite »Einverständnis mit dem Verhalten«, so Zofia Posmysz, das die besondere Schwere der deutschen Schuld ausmachte. Heute, meine Damen und Herren, ist es das Nicht-Einverständensein, das unsere Verantwortung begründet.

Zerstörungswut, Hass, Scheußlichkeit – die Geister der Vergangenheit sind leider nicht verschwunden. Antisemitismus und antijüdische Ressentiments sind in unserer Gesellschaft noch immer verbreitet. Der fürchterliche Angriff auf die Synagoge in Halle, bei dem zwei Menschen ermordet wurden, hat es uns wieder einmal besonders vor Augen geführt. Judenfeindschaft, egal aus welcher politischen Ecke, verlangt unsere immerwährende Gegenwehr – als demokratische Gesellschaft wie als starker Rechtsstaat. Landtag, Staatsregierung, Kommunen, Kirchen, Medien, Vereine und Verbände, jeder einzelne von uns hat die ehrene Pflicht, Antisemitismus zu bekämpfen.

Und noch viel mehr: Wenn Rechtsstaat und Demokratie in Verruf gebracht werden, wenn die Mitmenschlichkeit versagt, wenn der Hass auf Andersdenkende grassiert, dann müssen wir unsere Stimmen erheben, müssen dagegen vorgehen, müssen unser Nicht-Einverständnis deutlich äußern. Unsere Demokratie braucht wache Verfechter.

Die vergangenen Wochen haben wieder den Drang einiger zum Wüten auf der Straße oder im Internet zutage befördert. Ich will es daher noch einmal klar sagen: Nichts rechtfertigt Todesdrohungen, Gewaltaufrufe oder politisch motivierte Angriffe auf Leib und Leben. Wer so etwas tut, der stellt sich gegen unsere zivilisatorischen Fundamente, der hat nichts aus unserer Geschichte gelernt.

Hass gegen Menschen darf in Deutschland keinen Platz haben! Wir mussten schon einmal erleben, wohin Hass immer führt. Unser aller Verantwortung ist, es nie wieder geschehen zu lassen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und bitte den Ministerpräsidenten um das Wort.



»Es geht darum, sich die Geschichte immer wieder zu vergegenwärtigen, daraus Lehren zu ziehen und gemeinsam in die Zukunft zu gehen.«

Ansprache des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen, Michael Kretschmer



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,
Kollegen aus dem Kabinett, Bürgermeister und Landräte,
verehrte Ehrengäste!

»Wir wollen nicht unser Entsetzen konservieren. Wir wollen Lehren ziehen, die auch künftigen Generationen Orientierung sind.« So hat es der damalige Bundespräsident Roman Herzog formuliert, der diesen Gedenktag ins Leben gerufen hat. Wir erinnern heute an den dunkelsten Teil unserer deutschen Geschichte, an die nationalsozialistische Schreckensherrschaft und an den Holocaust. Wir erinnern dabei an Millionen Menschen, die von den Nationalsozialisten und ihren Helfern schikaniert, vertrieben, misshandelt und ermordet worden sind. Es waren Juden, Christen und Atheisten, Angehörige von ethnischen Minderheiten wie den Sinti, den Roma und den Sorben, oder es waren Homosexuelle oder Menschen mit Behinderung.

Wir erinnern an etwas, das für jeden fühlenden Deutschen zutiefst beschämend ist: an die Ermordung von sechs Millionen Menschen in den Vernichtungslagern von Adolf Hitler und seinen Vollstreckern. Wir erinnern daran, wie die Menschen in den überfüllten Gaskammern dieser Vernichtungslager im Stehen starben, wie sie sich in ihrem Todesringen ineinander verkeilt hatten und es den Sonderkommandos deshalb kaum gelang, ihre Leichen herauszuschleifen.

Wir erinnern an die Blut- und Kratzspuren am Putz der Wände und die abgerissenen Fingernägel und an die Kinder und Babys, die dem Erstickungstod oft entgingen, weil sie sich in den Gaskammern weiter



unten befanden und das Zyklon B nach oben stieg, und die beim Ausräumen der Kammern erschossen wurden.

In diesem Jahr jährt sich die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz zum 75. Mal. Es war alles andere als selbstverständlich, dass nach diesem Verbrechen, dieser Tragödie Deutschland und die Deutschen wieder einen Platz in der Weltgemeinschaft finden konnten. Die Shoa ist ein singulärer Zivilisationsbruch, ein beispielloses Verbrechen und deswegen ist es so etwas Besonderes, wenn man nach Israel fährt und als deutscher Staatsbürger mit offenen Armen begrüßt wird. Die Menschen in Israel haben nicht vergessen, was vor 75 Jahren passiert ist und es kann auch keine Vergebung geben. Aber die Menschen in Israel und in weiten Teilen der Welt wissen ganz genau, wie die Deutschen zu ihrer Geschichte stehen, welche klare Haltung sie haben. Ihr Glaube und ihr Vertrauen in uns sind unerschütterlich.

Das kommt daher, weil wir Verantwortung übernommen haben für die Verbrechen des Nationalsozialismus, die schonungslose Aufarbeitung unserer eigenen dunklen Geschichte betrieben haben, weil wir finanzielle Unterstützung geliefert haben für Holocaustüberlebende und ihre Angehörigen und weil wir auch nicht einmal im Ansatz das Existenzrecht Israels infrage gestellt haben. Es gibt auch heute immer wieder Forderungen nach einer 180-Grad-Wende in der deutschen Erinnerungskultur. Es gibt Leute, die nennen unsere deutsche Haltung zu unserer Geschichte und im Umgang damit »Schuld kult«. Diese Äußerungen sind nicht neu, es gab sie vor zehn Jahren, vor 20 Jahren und sicher auch vor 30 oder vor 40 Jahren. Aber sie waren und sie sind eine Minderheitsmeinung. Und das, meine Damen und Herren, muss so bleiben, denn dieser deutsche Weg hat unser Land, hat die Bundesrepublik Deutschland nicht geschwächt, sondern dieser Weg und dieser Umgang mit unserer Geschichte haben die Bundesrepublik Deutschland stark gemacht.

Der Historiker Michael Wolffsohn hat die Rede von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier in Yad Vashem kritisiert. Und er hat dabei aus meiner Sicht einen richtigen Punkt angesprochen und doch teile ich seine Kritik nicht. Zum ersten Mal war ein deutsches Staatsoberhaupt eingeladen, in Yad Vashem zu sprechen – an dem Ort, an dem das israelische Volk seiner sechs Millionen ermordeten Opfern gedenkt und um sie trauert. Deutschland, meine Damen und Herren, war mit der Rede des Bundespräsidenten eingeladen, in Yad Vashem zu sprechen. Und das drückt einmal mehr aus, welchen Stand und welches Vertrauen wir derzeit genießen. Das ist keine Selbstverständlichkeit, das ist nichts, was eben mal so entstanden ist, genauso wie die Besuche von Bundeskanzlerin Angela Merkel in Dachau oder in Auschwitz. Es hat etwas damit zu tun, wie wir in den vergangenen Jahrzehnten gearbeitet und uns verhalten haben, aber natürlich auch, welchen großen Respekt diese zwei Persönlichkeiten genießen.

Der Bundespräsident hat in Yad Vashem das getan, was ein Bundespräsident – ein Staatsoberhaupt – in einer solchen Rede leisten kann. Er hat seinen Standpunkt und die Haltung Deutschlands deutlich gemacht. Den Rest, meine Damen und Herren, müssen die anderen 82 Millionen Deutschen leisten. Dabei geht es nicht darum, nach 75 Jahren jeden Tag die Entsetzlichkeiten der Verbrechen zu betonen und auszusprechen,



aber es geht darum, an jedem Tag und in jedem Augenblick zu widersprechen, wenn es notwendig ist.

Ja, Herr Wolffsohn hat recht, wir brauchen neue Formen der Auseinandersetzung und die Stolpersteine von Gunter Demnig, die der Landtagspräsident schon angesprochen hat, sind so eine neue Form der Auseinandersetzung. Was wurde darüber gesprochen: Ist es würdig? Ist das nicht eher zu wenig für die Opfer und ihr Leid? Aber durch diese großartige Initiative wird jetzt seit vielen Jahren an ganz vielen unterschiedlichen Stellen und auch im Kleinen und vor allem im konkreten Alltag an die ermordeten Mitbürgerinnen und Mitbürger erinnert.

Wir im Freistaat Sachsen haben mit Thomas Feist einen Beauftragten der Staatsregierung für jüdisches Leben. Wir unterstützen die jüdischen Gemeinden im Freistaat Sachsen. Ich freue mich über ganz konkrete Initiativen, wie den Handwerkerdienst der sächsischen Israelfreunde, die jedes Jahr nach Israel fahren und für Holocaust-Überlebende und ihre Angehörigen da sind. Zu unserer Art in Deutschland zu leben, gehören ein klares Verständnis und eine klare Haltung zu unserer Vergangenheit, eine klare und eindeutige Ablehnung jeder Form von Antisemitismus, eine klare Unterstützung für das Existenzrecht von Israel.

Jeder und jede, die in der Bundesrepublik Deutschland leben möchte, muss sich darüber klar sein und muss sich dieser Sache verpflichtet fühlen. Und das, meine Damen und Herren, ist eben nicht nur eine Lebensversicherung für andere, sondern es ist auch eine Lebensversicherung für uns selbst, denn es gibt eine Linie zu den mörderischen Verbrechen in Oslo, in Geesthacht und zuletzt in Halle.

Wenn Sie sich anschauen, wen diese Verbrecher auf ihrer Todesliste hatten, werden Sie feststellen, Sie selbst oder ein Mensch, den Sie lieben, wird auf jeden Fall zu einer dieser Kategorie gehören. Juden, Muslime, liberale Christen, moderne Frauen, Unternehmer, Kulturbürger. Es geht an einem Tag wie heute darum, sich die Geschichte immer wieder zu vergegenwärtigen, daraus Lehren zu ziehen und gemeinsam in die Zukunft zu gehen.

Herzlichen Dank.



Lesung »Christus von Auschwitz«



Sein Haupt schmückt keine Krone. Stattdessen hat der Künstler den auf der Rückseite eingravierten Ortsnamen mit einem Dornenkranz verziert. Oświęcim¹ steht da geschrieben. Eine polnische Stadt wie viele andere, wengleich nur wenige auf eine derart reiche, jahrhundertealte Geschichte zurückblicken können. Das Medaillon, ein Miniatur-Ringkragen, gelangte an einem Junitag im Jahr neunzehnhundertdreiundvierzig in meinen Besitz. Ein Häftling schenkte es mir. Dass er Tadeusz hieß, sollte ich erst später erfahren. Es geschah in der Küche des Frauenlagers Auschwitz-Birkenau.

Ein Tag wie jeder andere, vielleicht etwas besser als der vorhergehende, weil der Nieselregen endlich aufgehört hatte. Die Plätze zwischen den Blocks, aber auch bei der Küche, wurden langsam trocken, der mit dem Rauch des Krematoriums vermischte Nebel lichtete sich, sodass er den Blick freigab auf das Grün hinter dem Stacheldraht, das im Sonnenlicht smaragdfarben schillerte. Aber noch aus einem anderen Grund schien mir dieser Tag mehr als nur ein etwas besserer Tag zu sein: In der Woche zuvor hatte ich eine unvorstellbare Beförderung erfahren. Ich wurde Küchenschreiberin, und das hieß, dass ich nicht mehr zu den Nachtschichten eingeteilt wurde, keine Fünfzig-Liter-Kessel schleppen musste, beim Aufwischen des Betonbodens nicht pitschnass wurde und beim Austeilen der breiigen Brühe, der sogenannten Suppe, nicht abwechselnd schwitzen und vor Kälte zittern musste. Kapo² Bertha, von der neuen Küchenchefin gefragt, wer von den Häftlingen in der Lage sei, über Ein- und Ausgaben Buch zu führen, hatte auf mich gezeigt. Warum? Weil ich die Anweisungen auf Deutsch verstand? Oder lag es einfach daran, dass sie in der Nähe meines Kessels angesprochen wurde und ihr vor Überraschung keine andere Kandidatin eingefallen war? Auf jeden Fall nahm mein Lagerdasein bereits zum dritten Male eine Wende zum

¹ deutscher Name: Auschwitz

² Funktionshäftling – musste andere Häftlinge beaufsichtigen



Besseren. Ich saß an einem kleinen Tisch am Ende der Küchenhalle, trug ein sauberes, ziviles Kleid, das nur mit einem roten Streifen auf dem Rücken gekennzeichnet war, und studierte mit großem Eifer die Kunst der Buchhaltung, von der mein weiteres Leben, vielleicht sogar mein Überleben abhängen sollte.

An diesem denkwürdigen Tag betrat Aufseherin Franz die Küche in Begleitung. Einen Schritt hinter ihr ging ein Häftling. Sie blieb vor meinem »Schreibtisch« stehen. »Häftling Nummer ...«, mit einer Handbewegung unterbrach sie die vorschriftsmäßige Meldung und sagte: »Dieser Häftling wird Ihnen die Buchführung beibringen« (im Unterschied zu den anderen SS-Frauen siezte Franz die Häftlinge).

Wir saßen über das Buch gebeugt, steckten die Köpfe zusammen. Eine Nähe, die den Vorschriften hohnsprach, hier ein Ding der Undenkbarkeit,



eine Erinnerung an eine andere Welt. Wir sprachen nicht miteinander, die Anwesenheit des wachsamten Kapos Bertha sorgte dafür, dass wir uns in Acht nahmen. Ein, zwei schnelle Blicke auf den Lehrer registrierten ein Gesicht mit harten, kantigen Zügen und tief liegenden, aufmerksamen, aber gutmütigen Augen. Und die Nummer auf dem Sträflingsanzug, die aus nur drei Zahlen bestand: 329. Mit meinem Jahr im Lager war ich selbst eine sogenannte alte Nummer, ich wusste also: Mein Lehrer musste bereits seit drei Jahren hier sein. Wie war es möglich, dass er noch unter den Lebenden weilte? Er war nicht jung, jedenfalls deutlich älter als meine Kameraden, die Flugblätter verteilt hatten. Beide Male, da sich unsere Blicke begegneten, sah ich in seinen Augen ein Lächeln, so als wollte er mich ermuntern, mir gar Hoffnung machen. »Das trägst du hier ein, und das dort«, demonstrativ fuhr er mit dem Finger über die Zahlenkolonnen und gab mir so zu verstehen, wodurch seine außergewöhnliche Anwesenheit zu erklären war. Er hatte in der Küche des Hauptlagers eine ähnliche Funktion inne wie ich und war von

Aufseherin Franz »ausgeliehen« worden, um mir einige Tipps zu geben. Während wir die Seite mit Zahlen füllten, fragte er mich in einem unbeobachteten Moment, woher ich komme und weswegen ich hier sei. Als er hörte, wegen Flugblättern, sagte er: »Wie schön«, was mir seltsam, sogar übertrieben vorkam, da es eine Lappalie war im Vergleich zum Besitz einer Waffe oder wenigstens eines Radios.

Im Nu war es zwölf Uhr, um diese Uhrzeit ging Franz zum Mittagessen. Sie sah die Ergebnisse unserer Arbeit durch. »Also, gehen wir«, sagte sie. Hat er zum Abschied etwas gesagt, eine Geste gemacht? Ich erinnere mich nicht. Ich sah ihnen hinterher, wie sie durch die lange Küchenhalle zum Ausgang strebten. Tadeusz. Das war sein Name, so viel hatte er von sich erzählen können. Damals wusste ich noch nicht, dass dieser Name mein Leitstern fürs weitere Leben werden sollte. Ich dachte nicht, dass ich ihn noch einmal sehen würde. Aber ...

Am nächsten Morgen saßen wir wieder nebeneinander, unglaublich, unbegreiflich nah. Das war der zweite Tag, der von der Frage beherrscht wurde: »Hoffst du hier herauszukommen?« Eine Frage, die ich mir seit der Strafkompagnie nicht mehr gestellt hatte. Ich hatte sie ersetzt durch die Frage: »Wie überlebe ich die nächste Stunde?«. Zwar gab meine momentan vergleichsweise komfortable Situation Anlass zu Hoffnung, allerdings war es noch nicht lange her, dass ich auf dem Krankenrevier Prominente³ an Typhus hatte sterben sehen, also ... er schien mein Zögern zu verstehen. Er sagte: »Das ist gut«, was mich ebenso wunderte wie sein gestriges »Wie schön«. Ich fragte, was daran gut sei, und die Antwort, die ich zu hören bekam, widersprach allem, was man gewöhnlich über die Hoffnung zu sagen pflegt: »Hier sterben diejenigen am schnellsten, die hoffen: dass der Krieg in einem Monat vorüber sein wird, dass die Welt Hitler ein Ultimatum stellen wird, dass die Alliierten die SS-Garnison bombardieren werden.«

Bevor Franz ging, wollte sie wissen, ob ich nun genug wüsste, um die mir anvertrauten Aufgaben zu bewältigen. Ich antwortete, dass ich wohl zurechtkäme, was mein Lehrer, als er gefragt wurde, bestätigte: »Klar wird sie zurechtkommen, es gibt nur noch ein paar Kleinigkeiten, aber damit wird sie alleine fertig.«

Diese Kleinigkeiten waren jedoch der Grund, dass ich ihn noch einmal sehen sollte. Franz war nämlich eine Perfektionistin. Als sie vom



³ Häftling mit besonderen Rechten



Mittagessen zurückkam, befahl sie mir, ebendiese Kleinigkeiten aufzulisten, damit sie am nächsten Tag geklärt werden konnten.

Es folgte Tag drei, der letzte Besuch. Und jene Frage, die er bei der Umrechnung der Lagerstärke auf Grütze, Mehl und Zucker stellte: »Glaubst du an Gott?« Ich erinnere mich, dass ich empört war: »Wie kann man so etwas fragen?« In einem der Kessel piff der Dampf, die Köchinnen liefen herbei, die Kapo schrie, das alles drang wie durch Watte gedämpft an mein Ohr, dagegen waren seine Worte überdeutlich zu vernehmen. »Viele meinen, dass wenn so etwas wie Auschwitz möglich ist ...«, er führte den Satz nicht zu Ende. Aber auch so verfehlte er seine Wirkung nicht. Mir fielen Mutters Worte ein: »Wenn es auf der Welt das Böse gibt, dann stammt es vom Teufel und nicht von Gott.« Ich sprach sie jedoch nicht aus. Mutter war eine einfache Frau, während der Häftling mit der Nummer 329, trotz des Narrenkappchens auf dem Kopf, jemand Gebildetes zu sein schien, der einen solchen Erklärungsversuch des Weltenlaufs möglicherweise für naiv, wenn nicht gar für einfältig gehalten hätte. Da streckte er seine Hand über den Tisch und ehe ich wusste, wie mir geschah, fasste er mein Kinn und hielt es so, dass ich

ihm in die Augen blickte. Neben dem zu bersten drohenden Kessel herrschte immer noch hektische Geschäftigkeit, in unserer Nähe befand sich niemand. Auf der leeren Seite des Rechnungsbuches lag ein kleiner metallener Gegenstand. Ein Medaillon. »Nimm es zur Erinnerung. Möge es dich beschützen. Hüte es sorgsam und trage es, so Gott will, in die Freiheit.«

Ich schmuggelte es im Schuh in den Block – Büstenhalter hatten wir keine, und die Taschen wurden am ehesten durchsucht. Auf der obersten Pritsche in Block zehn, im Licht der untergehenden Sonne, deren Strahlen durch die Fenster unter dem Dach fielen, betrachtete ich das Geschenk, das Gesicht des leidenden Christus. Ohne Dornenkrone auf dem Haupt. Mit einem Dornenkranz verzierte der Künstler stattdessen den Ortsnamen auf der Rückseite: »Oświęcim«. Das weiter unten eingravierte Jahr »1943« erinnerte mich daran, dass ich bald mein zwanzigstes Lebensjahr vollenden würde.

In seinen Kassibern⁴ kam das Wort Liebe, oder etwas, was diese zumindest angedeutet hätte, nicht vor. In ihnen war von Bergpfaden die Rede, von düsterem Walddickicht, von Bächen und über dem Wasser tanzenden Forellen, von einem Soldatenfriedhof, der Visionen heraufbeschwor wie auf Witold Pruszkowskis Gemälde »Eloe«, und schließlich von



⁴ heimliches Schreiben oder unerlaubte schriftliche Mitteilung eines Häftlings an einen anderen oder an Außenstehende



Musik, Musik aus der Welt jenseits des Stacheldrahtes, die abends im Orchesterblock ertönte, Händel, Bach, manchmal sogar, obwohl das riskant war, Chopin. Von Gefühlen war nichts zu lesen, nicht einmal von Zuneigung, auch nichts davon, warum er mir schrieb, seine Gedanken mitteilte, bis zu einem gewissen Grad sich mir mitteilte. Aber mir genügte das vollkommen. Ich steckte das Papierröllchen hinter einen Dachbalken und flüsterte: »Weckt die Liebe nicht auf und stört sie nicht, bis es ihr selbst gefällt.« Wörter, die ich irgendwo gehört oder gelesen hatte, ohne zu wissen, wo und wann.

Es machte nichts, dass ich eigentlich nichts von ihm wusste. Weder was er von Beruf war, noch aus welcher Stadt oder Gegend er kam, ob er ledig oder verheiratet war. Im Übrigen zerbrach ich mir über seinen Familienstand nicht einen Moment lang den Kopf. Es gab ihn. Er war da. Existierte in meinem Leben. Ein guter Geist, ein Licht in der Dunkelheit von Birkenau. Ein unfassbares Glück, nicht mit Worten auszudrücken.

Ich war glücklich. Dort. In Auschwitz. Abends, nachdem man zur Lagerruhe gepfiffen hatte, holte ich aus einem Spalt hinter einem Dachsparren meinen Schatz und fuhr wie ein Blinder mit den Fingern über das silberne Blech, wobei ich mir das Antlitz des zu Tode Gequälten ins Gedächtnis rief, um zu ihm zu beten, jedoch nicht, um ihn um etwas zu bitten, sondern um ihm zu danken für dieses ungewöhnliche Gefühl der

Verwandtschaft, ähnlich der Ekstase, die, Gott möge mir verzeihen, die Heiligen erfahren. Erst Jahre später, während des Studiums, begegnete ich dem Begriff der Illumination, der Idee der Erleuchtung des menschlichen Geistes, die einer anderen, übernatürlichen Dimension entspringt. Ja, das war es.

Meine Antworten glichen seinen Briefen. Sie enthielten keinerlei Bekenntnisse, wie wichtig er für mich ist, welchen Wert er meinem Leben gegeben hat ... Denn ich vermochte es nicht in Worte zu fassen. Ich spazierte über die Lagerstraße, auf der gewöhnliche Nummern sich besser nicht blicken ließen, als wäre es die Floriańska⁵, den SS-Frauen, denen ich begegnete, erstattete ich ordnungsgemäß Meldung: »Häftling Nummer 7566 meldet sich«, den Wagen des Leichenkommandos, der randvoll mit nackten Körpern beladen war, schaute ich an, als transportierte er Holzscheite. Aus meiner Glückseligkeit rissen mich auch nicht die Schreie, die von der Rampe herüberdrangen, ich gehörte einer anderen Welt an. Einer Welt, die nicht von hier war. Ich watete über die Wiesen des Paradieses, die seine Briefe vor mir ausbreiteten. Alles, was meinen Geist beschäftigte, war nicht von hier. War aus keiner mir bekannten Wirklichkeit. Ein Gefühl bar jeglicher Hoffnung, ohne einen Gedanken an eine Zukunft, an ein Zusammensein, ja nicht einmal an ein Wiedersehen, frei von dem Wunsch nach etwas, was nicht da war, ein vollkommen uneigennütziges Gefühl, das reinsten Glück.

Ein einziges Mal erlaubte ich mir, sein Geschenk zu erwähnen. Das Medaillon mit dem Christuskopf brachte mir ein anderes Gesicht in Erinnerung, nämlich das des Gegeißelten im Pilatuskeller in Kalwaria Zebrzydowska⁶, das ich angestarrt hatte, als ich mit Mutter an der Karfreitagsprozession teilgenommen hatte. Es war mir bewusst, dass meine sich selbst beschränkenden, ängstlichen Briefe ihm nicht gefallen konnten. Aber schließlich las er sie. Und auf diesen einen ging er eigens in einem kurzen Kassiber ein: »Der Gegeißelte im Pilatuskeller und der vom Medaillon sagen das Gleiche: ›Dein Wille geschehe‹⁷. Sprich diese Worte nach, sooft du ihn betrachtest.«

Das war sein letzter Kassiber.

Die Essensfahrer luden die Kessel ab. Władek zwinkerte mir nicht zu, wie er es tat, wenn er Post für mich hatte, auch schüttelte er nicht verneinend



⁵ Straße in der Krakauer Altstadt

⁶ Stadt in Südpolen, einer der wichtigsten Pilgerorte

⁷ Zitat aus dem Gebet »Vater unser«

den Kopf, was hieß, dass er keine hatte. Er wich meinem Blick aus, endlich, als sie mit dem Entladen fast fertig waren, fand er Gelegenheit, sich in meiner Nähe aufzuhalten. »Lisowski wurde verhaftet, er sitzt im Bunker. Vernichte die Briefe, wenn du sie noch hast.« »Lisowski?«, ich verstand nicht, was das mit mir zu tun hatte. »Ja, Lisowski. Tadek. Wenn sie seine Kassiber finden, wird die Gestapo aus dir herauspressen, wer sie übermittelt hat. Es geht hier um meine Haut, verstehst du?« Ein Schmerz. Ein kleiner Kessel, der schief hingestellt worden war, fiel auf meinen Fuß.

In dieser Nacht verbrannte Marta, meine Lagerschwester, die Briefe in der Feuerstelle des Küchenkessels.

Am nächsten Tag war Aufseherin Franz früher als üblich in der Arbeit. Sie blickte mich forschend an. »Ich hoffe, du hast nicht mit ihm korrespondiert«, sagte sie. Es gelang mir, ein überraschtes »Mit wem?« herauszubringen sowie ihrem durchdringenden Blick standzuhalten. »Mit wem? Mit Tadeusz, der dich unterrichtet hat.« Ich verneinte. Sie schien mir zu glauben. »Erst neulich hat er mich gefragt, wie du zurechtkommst?« Sie schien auf eine Reaktion von mir zu warten, da ich aber schwieg, fügte sie hinzu: »Na, pass bloß auf. Er wurde verhaftet.«

Ja, so konnte Aufseherin Anneliese Franz auch sein. Manchmal vergaß sie, dass sie eine SS-Uniform trug.

Der nächtliche Regen hatte die Lagerstraße aufgeweicht. Wir hatten eine »Fassung«⁸ aus dem Hauptmagazin abgeholt. Und wie wir den Wagen schoben, sah ich etwas im Matsch und bückte mich danach. Ein Medaillon. Offensichtlich hatte es ein »Zugang«⁹, der unterwegs einem SS-Mann begegnet war, vor Schreck weggeworfen. Nach dem Abendappell sah ich mir das Medaillon genauer an. Ein ovales Aluminiumplättchen an einer Metallkette, in das das Porträt »Unserer Lieben Frau vom Berg Karmel« gestanzt war. Da kam mir die Idee, dass ich die Kette an meinem Schatz festmachen könnte. Ich holte ihn aus dem Versteck hinter dem Dachsparren und probierte, ob die Spange durch die Öse des Ringkragens ging. Sie passte durch. Ich zog das gefundene Medaillon von der Kette ab. Dann wusste ich jedoch nicht, was ich mit ihm anfangen sollte und fädelte es spontan, gleichsam aus Mitleid, wieder auf. Anschließend hängte ich es mir um den Hals.



⁸ hier: Lebensmittelrationen
⁹ neuangekommene Häftlinge



Die Neuigkeiten kamen diesmal nicht von Wlodek. Tadeusz war mit einer großen Gruppe von Gefangenen, unter denen sich mehrere hohe Offiziere der Polnischen Armee befanden, verhaftet worden. Der Vorwurf lautete, Mitgliedschaft in einer militärischen Lagerorganisation. Lisowski hatte ihr angehört.

In den folgenden Tagen betete ich nicht. Ich konnte es nicht. Die Worte »Dein Wille geschehe« wollten mir nicht in den Sinn.

Er wurde am 11. Oktober erschossen. Ich erfuhr dies von niemand anderem als von Aufseherin Franz höchstpersönlich. Noch einmal zeigte sie ihr menschliches Gesicht. »Schade um den Kerl«, sagte sie leise. Dieses »Schade um den Kerl« prägte sich mir für immer ins Gedächtnis ein.

An meinem Lagerdasein änderte sich nichts, das einzige, was sich änderte, war, dass ich wieder »den flammenkotzenden Schornstein des Krematoriums«¹⁰ wahrnahm, die Haufen nackter Leichen vor den Blocks sah, den apokalyptischen Tumult der Rampe hörte und überall den würgenden Gestank von verbranntem Menschenfleisch roch.

Es vergingen Wochen, Monate. Wie, das weiß ich nicht. Vermutlich hatte ich es leichter als früher, noch bevor er damals in der Lagerküche Bla¹¹ aufgetaucht und in mein Leben getreten war. Mich quälte nicht mehr die Angst, den morgigen Tag nicht zu erleben, ich fragte mich nicht mehr, wie lange ich die Arbeit aushalten werde (noch viele Jahre nach dem Krieg träumte ich davon, dass ich die Stelle als Schreiberin verloren hatte), ich hörte auf, mir Sorgen zu machen, ob ich Auschwitz überleben werde. Ich war frei, zumindest schien es mir so. Ich trug das Medaillon um den Hals, ohne darauf zu achten, dass es immer vollständig verdeckt war. Das »Dein Wille geschehe« kam mir ohne innere Widerstände über die Lippen. Ich war auf alles vorbereitet, das heißt ich war frei. So dachte ich.

Der SS-Mann nutzte die Abwesenheit von Aufseherin Franz, die beim Mittagessen war. Er kam schreiend in die Baracke der Brotkammer gestürmt: »Antreten!« Zunächst durchwühlte er die Schubladen in der Schreibstube, dann die Brotregale und schließlich, als er immer noch nichts gefunden hatte, befahl er den in Reih und Glied stehenden Häftlingen, ihre Hände vorzuzeigen sowie die Handgelenke und den Hals freizumachen. Ein Frösteln überlief mein Gesicht, ich spürte, wie meine Zähne scheußlich zu klappern begannen. »Abnehmen!«, befahl er. Ich griff an die Kette, meine Hände zitterten jedoch, ich bekam den Verschluss nicht auf. »Los, runter damit!«, trieb er mich zur Eile an. Da lief Marta herbei. Ich fühlte ihre Finger an meinem Nacken. Und dann sah ich, sah ich, wie das Kettchen in den Sack fiel.

Der Schmucksucher war weg, und ich saß immer noch auf dem Boden. Ich war wohl doch nicht auf alles vorbereitet. Marta half mir auf und führte mich in die Schreibstube. »Hier«, sie streckte die Hand aus.

In ihrer Hand lag das Medaillon. Meins, mit dem Christuskopf. »Wie? Wie hast du das gemacht?«, stammelte ich. »Ich habe es von der Kette genommen. In den Sack habe ich das andere geworfen.«



¹⁰ Zitat aus dem Lagerlied »Birkenau«

¹¹ Lagerabschnitt in Birkenau, Frauenlager

Ein Wunder? Ich erinnerte mich an den Augenblick, als ich aus dem Schlamm der Lagerstraße das Aluminiumplättchen mit dem Bild »Unserer lieben Frau vom Berg Karmel« aufgehoben hatte. Hatte es nicht dort gelegen, fast unter meinem Schuh, um mein kostbares Andenken, den Christus von Auschwitz, zu retten?

Ich bewahrte das Medaillon während meines ganzen Aufenthaltes in Birkenau auf, und auch später in Ravensbrück und Neustadt-Glewe. Mal versteckte ich es in der Kleidung, mal im Schuh, manchmal im straff hochgesteckten Haar, und einmal, bei einer besonders genauen Durchsichtigung, im Mund. Ich trug es in die Freiheit. Und habe es bis heute bewahrt.

In den späten Fünfzigerjahren durchschritt ich erneut das berühmte Tor, das den Neuankömmling mit der Versprechung »Arbeit macht frei« willkommen heißt. Ich kam, weil ich mich fragte, wie wohl der Alltag jener ehemaligen Häftlinge aussieht, die aus eigenem Entschluss im Lager geblieben waren und als Kustoden im Museum Auschwitz-Birkenau arbeiteten. Aus den Gesprächen mit Jerzy Brandhuber, Tadeusz Szymański und Kazimierz Smoleń entstand die Reportage »Die Erde, wo die Toten am gegenwärtigsten sind«, der Titel stammte aus einem Eintrag im Besucherbuch.

Allerdings verfolgte ich noch ein zweites Ziel – ich hoffte von ihnen, den »alten Nummern«, etwas über den Häftling Nummer 329, Tadeusz Lisowski, zu erfahren. Meine Rechnung ging auf. Er figurierte unter dem Nachnamen Lisowski in den Gestapo-Akten, unter diesem Namen war er auch im Lager bekannt. In Wirklichkeit hieß er aber Paolone. Er war Hauptmann der Polnischen Armee und in Auschwitz einer der wichtigsten Mitglieder einer militärischen Untergrundorganisation, der ein gutes Dutzend höhere Offiziere angehörte. Alle wurden im Oktober 1943 erschossen. Das war alles. Über sein Leben davor, seine Eltern, seine Frau, seine Kinder – nichts.

Einige Zeit später fand ich in Ludwik Rajewskis Buch »Auschwitz im System des Reichssicherheitshauptamtes« folgende Beschreibung einer Hinrichtung an der »Todeswand«: »Als Erste gingen Oberst Dziama und Hauptmann Lisowski-Paolone zur Wand. Sie gingen, wie es sich für Soldaten



gehört. Als sie sich der Wand näherten, wandte sich Dziama an seine Henker, Stiewitz und Clausen, die das Todesurteil vollstreckten, mit der Bitte, sie nicht mit dem ›Luftgewehr‹ in den Hinterkopf zu schießen, sondern wie Soldaten, mit der Pistole direkt ins Gesicht. Sie respektierten den Mut der Soldaten und kamen ihrer Bitte nach. Lisowski rief noch einmal: ›Es lebe das freie und unab ...‹, und das waren seine letzten Worte.«

Dieses viele Male gelesene Zitat brachte mich zurück in jene Zeit und jene Wirklichkeit, in die Küche des Frauenlagers Birkenau, wo ich an einem Tag im Juni 1943 eine eigentümliche Erleuchtung erfahren hatte, so als ob die Hand eines Engels mich gestreift hätte.

Ich trug mich mit dem Gedanken, die Biographie des polnischen Offiziers mit dem wenig polnisch klingenden Namen Paolone zu schreiben, die Biographie eines Helden des Untergrundes, eines dieser unbekanntenen Märtyrer, die »von der Welt vergessen wurden«¹².

Auf Empfängen bei Bekannten traf ich gelegentlich einen Oberst, der in der Politischen Leitung der Polnischen Armee arbeitete. Ich erzählte ihm von meinem Vorhaben und bat ihn um Rat, wie man an die militärischen Archivbestände aus der Vorkriegszeit herankommen könnte. Vielleicht fände ich dort Informationen über Verwandte meines Helden, über dessen Leben vor seiner Verhaftung, über dessen Armeelaufbahn. Der Oberst schien überrascht, wenn nicht gar beunruhigt zu sein. »Eine solche Möglichkeit«, sagte er zögernd, »existiert praktisch nicht. Zu den Militärarchiven haben nur wenige Zugang. Nur sehr wenige«, fügte er in einem merkwürdigen Tonfall hinzu. Der Tonfall war mir nicht entgangen, ich hatte verstanden. Die Epauletten der »alten Nummer« waren offensichtlich immer noch ein heißes Eisen.

Der Juwelier in der Świętojańska-Straße spezialisierte sich auf Silberschmuck. »Eine Kette? Zu diesem Medaillon? Warum nicht.« Er war gerührt, das war ihm anzumerken. »Diese Aufschrift ... Oświęcim? Dreiundvierzig? Ist es dort gemacht worden? Graviert worden? Kennen Sie den Graveur?« Ich verneinte. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich nichts wusste über den Künstler, der das schmerzerfüllte Gesicht Jesu in das silberne Plättchen geritzt hatte. Wer war er? Hatte er überlebt? Lebte er noch irgendwo?

¹² Zitat aus dem Lagerlied »Birkenau«





Ich kehrte nach Auschwitz zurück. Gegen Ende eines nach dem elften Oktober 1943 wider alle Vernunft um sechzig Jahre verlängerten Lebens.

Diese Rückkehr hatte Frau Jadwiga Dąbrowska, Kustodin im Museum Auschwitz-Birkenau, veranlasst, die meinen Zeitzeugenbericht vom Aufenthalt in der Strafkompagnie¹³ in Budy auf Zelluloid bannen wollte. Als ich mich auf diese »sentimentale Reise« begab, hingte ich mir das Medaillon um, das bis dahin seinen Aufbewahrungsort nie verlassen hatte. Warum? Hoffte ich etwa zu erfahren, wer das Medaillon gemacht hatte, oder zumindest, unter welchen Umständen es entstanden war? Ich weiß es nicht.

Der »Auschwitztag« war regnerisch, windig und kalt. Ich erkannte das Gebäude, bevor das Auto hielt. Es war immer noch dasselbe solide

¹³ Kompagnie, in die die Häftlinge zur Bestrafung versetzt wurden und besonders kräftezehrende oder gefährliche Aufgaben durchführen mussten



Gebäude einer Dorfschule aus Vorkriegszeiten. Wer es nicht von damals, von 1942 her kannte, hätte bei seinem Anblick sicherlich nicht an eine Folterstätte gedacht. In dem kleinen Saal, ehemals vermutlich der Schulflur, wo wir auf zerfetzten Strohsäcken geschlafen hatten, spielten Kinder – ein Kindergarten war hier untergebracht, in dem es wie in allen Kindergärten lärmend zuging, der Freude am Leben und an der Welt ausstrahlte. Nichts außer einer Gedenktafel erinnerte an Auschwitz, an Birkenau, an jene unmenschliche Zeit. Nicht einmal der Brunnen im Hof, um den wir uns gedrängt hatten, um einen Becher Wasser zu erbetteln, zum Trinken, zum Waschen beziehungsweise – was für eine Extravaganz – zur Pflege des Intimbereichs. Und natürlich war auch vom Draht keine Spur mehr – wohin man auch blickte, überall die vertraute dörfliche Landschaft, idyllisch trotz Regenwetter.

Das Medaillon wurde im Archiv fotografiert – das Museum sammelt Exponate dieser Art, künstlerische Erzeugnisse der Häftlinge. Jadwiga Dąbrowska versprach mir, tief berührt von der Geschichte des Medaillons, alles zu unternehmen, um herauszufinden, wer es angefertigt hatte.

Über sie lernte ich Hanna Ulatowska kennen, Professorin an der Universität Dallas, die als elfjähriges Mädchen zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder direkt aus dem Warschauer Aufstand¹⁴ nach Auschwitz kam. Frau Hanna schreibt eine Arbeit über das künstlerische Schaffen der Häftlinge, daher ihre häufigen Besuche im Museum Auschwitz-Birkenau sowie ihre Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen. Es stellte sich heraus, dass Frau Hanna jemanden kannte, der vielleicht etwas über das Auschwitz-Medaillon mit dem Christuskopf wusste. Besagter Jemand hatte im Lager in einer Werkstatt gearbeitet, in der die Häftlinge für die SS-Männer verschiedenerelei Kunsthandwerk herstellten – angefangen von Basreliefs, Holzschnitten, Figürchen und Bildern, bis hin zu Schmuck, der aus geraubten Gold- und Silbermünzen gemacht wurde –, in einer Künstlerwerkstatt sozusagen. Heute lebt dieser Herr in Danzig, ist Bildhauer und Autor mehrerer Denkmäler. Er heißt Tołkin. Frau Hanna hat Freunde in Jelitkowo, die sie besucht, wenn sie in Polen ist. Sie trifft auch Tołkin, eben wegen seiner Lagergeschichte. Sie spricht ihn auf das Medaillon mit dem Christuskopf an. Vielleicht weiß er, wer es gemacht hat? Schließlich gab es im Lager nicht viele Künstler, die die Möglichkeit dazu hatten.

Weihnachten 2004. Frau Hanna hält sich bei ihren Freunden in Jelitkowo auf. Ich bin zur gleichen Zeit in Sopot, im Haus des Künstlerverbandes ZAIKS, wo diejenigen die Feiertage verbringen, die das Grau und das Rauschen der Ostsee mehr reizt als Skifahren und Zakopane. Wir treffen uns. Ich höre von Frau Hanna, dass Wiktor Tołkin sich sehr für mein Medaillon interessiert: »Was für eine Form hat es? Ist es ein Ringkragen? Wie viele Ösen hat es? Eine, zwei?« Er äußert den Wunsch, es zu sehen. Was spielt es da für eine Rolle, dass er im Krankenhaus liegt. Er bittet mich zu kommen.

Also begeben wir uns mit Frau Hanna ins Krankenhaus. Ein trüber Tag, wie das für einen Wintertag am Meer typisch ist. Nebel. Fast wie in Auschwitz, der Vergleich drängt sich förmlich auf. Ich weiß nicht, ob ich



¹⁴ militärische Erhebung der Polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa, kurz AK) gegen die deutschen Besatzungstruppen im besetzten Warschau ab 1. August 1944. Die Widerständler kämpften 63 Tage, bevor sie angesichts der aussichtslosen Situation kapitulierten



mir von dem Besuch etwas verspreche. Was sollte ich denn auch erwarten? Dass er Tadeusz Lisowski gekannt hat? Ich weiß auch nicht viel über den Künstler. Ich habe weder seine Denkmäler noch seine Medaillons gesehen. Frau Hanna erzählt mir von dem Denkmal in Majdanek. Ein ausdrucksstarkes Werk.

Wiktor Totkin. Ein schlanker, grauhaariger Mann mit einem länglichen, überraschend jungen Gesicht. Wie alt wird er dort wohl gewesen sein? Es fallen die rituellen Fragen, die immer fallen, wenn sich ehemalige Häftlinge begegnen: Wievieltellige Nummer? Auschwitz Hauptlager oder Birkenau? Welcher Block? Welches Arbeitskommando? Zuletzt fragt er nach dem Medaillon. Ich gebe es ihm und erzähle, wie es in meinen Besitz gelangte. Als er den Namen des Gebers hört, erstarrt er. »Lisowski? Paolone? Sie haben es von ihm bekommen?«, er ist wie elektrisiert. »Das würde stimmen«, sagt er mehr zu sich, kaum hörbar. Er hält das

Medaillon vors Auge, seine Hände und seine Stimme zittern: »Paolone ... Schließlich hat er mir ... Ich war in der Kartoffelschälküche, er war stellvertretender Kapo. Das Schälen ging mir gut von der Hand, so dass ich mir ein-, zweimal spaßeshalber erlaubte, aus einer Kohlrübe eine kleine Figur zu schnitzen. Er sah das und sagte: ›Du hast Talent‹. Er sorgte dafür, dass ich zu einer Gruppe von Künstlern kam ...« Totkin verstummt, tief gerührt. »Ein unvergesslicher Mensch ...« Er dreht und wendet das Medaillon in den zitternden Fingern, er hält es wieder vors Auge. »Ich habe noch ein ähnliches mit der Muttergottes gemacht. Auch für ihn.«

Plötzlich öffnet sich das Gedächtnis einen Spaltbreit: »Der kleine Tisch mit dem Rechnungsbuch, die ausgestreckte Hand ... ja, und in ihr zwei Medaillons. Such dir eins aus, welches dir besser gefällt.« Jetzt zittert auch mir die Stimme: »Ich weiß, ich habe das Medaillon gesehen. Eine Freundin namens Ellen bekam es.«

Wiktor Totkin. Seine Finger hatten wie der »Griffel eines guten Schreibers« das schmerz erfüllte Gesicht Christi in das silberne Plättchen gezeichnet. Den Christus von Auschwitz.

*Zünde mir die Lampe nicht an,
dort ist Schnee und Regen
über dem Niemandsland.
Zünde mir die Lampe nicht an,
dort ist mein Gedicht geflüchtet
mit einem Strick um den Hals.
Zünde sie mir nicht an
dort fährt eine Stimme und Faust
aus der nackten Luft
am Wasser nieder.
Und sag niemandem, dass dort
ein Teil meines Herzens
und die Jugend geblieben sind.*

Dieses Gedicht hat Arnold Stucki geschrieben, in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg. Seine Verse sind mir im Gedächtnis haften geblieben – sie verleihen der malträtierten Seele eines ehemaligen Häftlings Ausdruck. Das Gedicht begleitete mich auch jetzt, als ich diese Geschichte niederschrieb. Eine jener vielen ungeschriebenen KZ-Geschichten.

Zofia Posmysz

Kurzporträt



Foto: Altenberger/Konrad-Adenauer-Stiftung Polen/Warschau

Zofia Posmysz wurde am 23. August 1923 in Krakau geboren. 1942 kam sie wohl wegen einer Denunziation zunächst in ein Krakauer Gefängnis, dann in das Frauenlager von Auschwitz-Birkenau. Sie durchlitt diese Lagerhölle, überstand Krankheit und Gewalt. Wohl aufgrund ihrer Deutschkenntnisse wurde sie »Schreiberin« in der Lagerküche. Hier begegnete sie Tadeusz Paolone, Tarnname »Lisowski«, wovon ihre Erzählung »Christus von Auschwitz« handelt.

Im Januar 1945 überstand sie den »Todesmarsch« ins KZ Ravensbrück. Ihre Befreiung durch die Alliierten erlebte Zofia Posmysz am 2. Mai 1945 im Außenlager Neustadt-Glewe. Sie kehrte bald in ihre Heimatstadt Krakau zurück, wo ihre Mutter und ihr jüngerer Bruder den Krieg überlebt hatten. Ihr Vater war von Deutschen erschossen worden.

In Warschau holte sie ihr Abitur nach, studierte Polonistik und arbeitete für die Literaturredaktion des Polnischen Rundfunks, wo sie bis zu ihrer Pensionierung wirkte. Ihren literarischen Durchbruch erlebte sie mit dem 1962 erschienenen, seither in ein Dutzend Sprachen übersetzten Roman »Die Passagierin«. Mieczysław Weinberg komponierte auf dessen Grundlage 1968 eine Oper, die aber erst 2010 im Rahmen der Bregenzer Festspiele uraufgeführt wurde. Weitere wichtige Werke von ihr sind die Erzählung »Sängerin« und der vielgelobte Roman »Ein Urlaub an der Adria«. Die 2008 veröffentlichte Erzählung »Christus von Auschwitz« knüpft an eine Episode aus dem Roman »Die Passagierin« an.

Zofia Posmysz ist heute 96 Jahre alt und lebt in Warschau. Die vielfach ausgezeichnete Autorin ist Trägerin des deutschen Bundesverdienstkreuzes am Bande sowie des Ordens des Weißen Adlers, dem höchsten Ehrenzeichen der Republik Polen.

Theater »Seniora« Dresden

Vorstellung

Das Theater »Seniora« ist das erste und älteste Seniorentheater der Stadt Dresden. Es wurde im Jahr 1993 von Brit Magdon, der künstlerischen Leiterin des Societätstheaters, gegründet. Sie war der Meinung, dass ältere Menschen, die Geschichten erlebt und vieles mitgestaltet haben, eine Gelegenheit bekommen sollten, ihre Erfahrungen mit anderen zu teilen. Genau diese Idee steckt hinter dem Theater »Seniora«. Seit 1993 konnte die Theatergruppe ihre Zuschauer bereits bei rund 300 Vorstellungen in ihren Bann ziehen.

Zu ihrem Programm zählt auch die seit 2015 stattfindende Lesung der Erzählung »Christus von Auschwitz« von Zofia Posmysz. Als Überlebende schildert sie in ihrem Buch ihre Begegnungen mit dem Häftling Tadeusz Paolone-Lisowski. Zum Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2020 lasen die drei Sprecherinnen Jutta Angelow, Gerda Minkwitz und Margot Werner »Christus von Auschwitz« im Sächsischen Landtag. Musikalisch begleitet wurden sie von Jasmin Hesse und Sabine Kromholz. Für die Regie und Erarbeitung der Lesung zeichnete Rita Schaller verantwortlich.

Um auch jungen Menschen ihre Lesungen darzubieten, ist das Seniorentheater seit über fünf Jahren zudem an Grundschulen der Region in Form eines Vorlesetages aktiv.







Verleihung des Ordens des Weißen Adlers,
dem höchsten Ehrenzeichen der Republik Polen,
an Zofia Posmysz am 24. Januar 2020.
Foto: Altenberger/Konrad-Adenauer-Stiftung Polen/Warschau



Die Schriftenreihe »Veranstaltungen des Sächsischen Landtags« dokumentiert die Reden zu Fest- und Gedenkveranstaltungen im Sächsischen Landtag seit 1990.

Folgende Hefte sind zuletzt erschienen:



Die einzelnen Hefte (ab 1990) können bei Interesse kostenfrei unter www.landtag.sachsen.de, per E-Mail unter publikation@slt.sachsen.de oder per Post bestellt werden, soweit sie noch nicht vergriffen sind. Ansichtsexemplare aller Hefte stehen in der Bibliothek des Sächsischen Landtags zur Verfügung.



Hefte der Schriftenreihe hier herunterladen

